

Marie Malcovati
Als hätte
jemals ein Vogel
verlangt, dass man
ihm ein Haus baut
Roman

Edition Nautilus

Edition Nautilus GmbH
Schützenstraße 49a
D-22761 Hamburg
www.edition-nautilus.de
Alle Rechte vorbehalten
© Edition Nautilus 2020
Erstausgabe März 2022
Umschlaggestaltung:
Maja Bechert
www.majabechert.de



Druck und Bindung:
CPI – Clausen & Bosse, Leck
1. Auflage
ISBN 978-3-96054-280-3

So lange hatte er sich damit beschäftigt, wie man draußen in der Wildnis und im Wald überlebte.

Er hatte das Kambium aus Fichtenstämmen geschabt und beim Verzehr von Bockkäferlarven darauf geachtet, dass er zuerst den Kopf zerkaute, damit sie nicht zurückbeißen konnten. Er hatte gelernt, warm zu bleiben, Wasser zu finden, zu warten. Überleben war so schwer, er wäre nie darauf gekommen, dass auch das Gegenteil schwer sein würde.

Es war natürlich Unsinn gewesen, ausgerechnet zu der Stelle am nordwestlichen Rand des Sees zu gehen. Dort gab es eine Überdachung, die er selbst errichtet hatte, und unter der immer etwas trockenes Holz lag. Dort Halt zu machen, widersprach seinem Vorhaben in jeder Hinsicht.

So zögerlich konnte er sich gar nicht.

Solange es hell war, zogen kleine höfliche Wolken vorüber, erzwungene Grüße entfernter Verwandter. Sie machten sich nichts aus ihm, nicht wirklich. Aber als es dämmerte und der Himmel sich wie eine riesige Wunde zuerst hell- und dann dunkelrot färbte, da verstand er plötzlich, worauf er gewartet hatte. Das Licht verschwand schnell, und festhalten konnte er es jetzt nicht mehr. Trotzdem war er froh, es nicht verpasst zu haben. Wenn das Licht stimmte, betraf ihn alles, alles hatte mit ihm zu tun.

Er ließ eine Faust voller Schnee in seinem Mund schmelzen und fütterte das Feuer, anstatt es zu löschen. Er war müde, aber noch nicht müde genug. Da war ein Geräusch, das er nicht einordnen konnte, seit Stunden schon. Es klang, als würde jemand singen, was seltsam war. Noch seltsamer aber war etwas anderes: Er war absolut sicher, dass er die Stimme kannte.

Es konnte kein Hunger mehr sein

Am Rand ihrer Kapuze hatte der Regen einen Eingang gefunden, ein schmaler Bach stürzte geradlinig ihren Rücken herunter, während das Efeu, das die gesamte Außenwand umrankte, die Tropfen behutsam nach unten weitergab. Sie machte einen Schritt in Richtung Gartentür und erschrak, als hätte sie erwartet, dass das Haus zur Seite sprang, sich auflöste, wenn sie darauf zuing, aber das tat es nicht. Der Wind war kalt und es dämmerte schon. Sie blieb wieder stehen. Seit der Grenze hatte sie dieses stechende Gefühl in ihrem Magen. Etwas, das sich wie Hunger anfühlte, aber keiner war, oder zumindest nicht nur. Die Kekse, die seit Tagen auf dem Boden ihrer Tasche gelegen hatten, schmeckten nach Schlüssel, zu denen es kein Schloss mehr gab, nach Münzen, die so klein waren, dass sie sich früher kaum die Mühe gemacht hätte, sie einzusammeln. Aber es waren viele Kekse gewesen. Es konnte kein Hunger mehr sein.

Der amerikanische Briefkasten stand schief, er lehnte mit letzter Kraft am Gartenzaun. Sein Inhalt fiel ihr vor die Füße, als sie die Klappe öffnete: Werbung für grellbunte Bettwäsche und Heißluftfritteusen, verfrühte Sonderangebote für Adventsgebäck, und ein Prospekt der Zeugen Jehovas mit einem etwas zu muskulösen Jesus auf dem Titelblatt. Dazwischen, ungeöffnet und ungelesen, der Brief mit der königlichen Briefmarke, die sie höchstpersönlich vor Wochen bespuckt hatte, die Zahl sieben in der Postleitzahl ohne den hier üblichen Querstrich, ihre eigenen, immer nach links kippenden Buchstaben, die auf dem nassen Asphalt verblassten. Sie hob den Brief auf und schüttelte ihn, steckte ihn tief in ihren triefenden Pullover.

Drinnen brannte kein Licht. Der Regen kroch an ihren Beinen hoch, ihre Hose war bis zu den Kniekehlen vollgesogen, die Schuhe durchlöchert von der langen Reise, von den vielen Abschnitten zu Fuß. Sie zitterte vor Kälte und trotzdem zögerte sie noch. Dass Regen so sein konnte, hatte sie fast vergessen, sie war den Inselregen gewohnt, sanfte beständige Feuchtigkeit überall, aber nicht diese Massen von Wasser. Schräg gegenüber, auf der anderen Straßenseite, stand plötzlich eine Frau mit einem neongelb leuchtenden Schirm. Sie konnte sie im Dämmerlicht schlecht sehen, aber sie hörte, wie sie auf ein Kind einredete, das nicht ins Auto steigen wollte. Es half nicht. Die Frau ließ den Schirm fallen und schob das Kind auf den Rücksitz, bevor sie selbst einstieg und mit wütendem Druck auf das Gaspedal davonfuhr. Das Auto machte eine Welle aus der großen Pfütze vor dem Haus. Starke Böen wehten den Schirm über die Straße. Iona fing ihn ein und ließ ihn aufgeklappt, obwohl er sie vor nichts mehr beschützen konnte.

Tine hatte den gelben Schirm mit ins Klassenzimmer genommen. Aus Versehen wahrscheinlich, aber vielleicht auch als Erinnerung daran, dass es am besten war, alles an sich abperlen zu lassen. Leider war sie kein Schirm. Der Regen trommelte immer lauter an die Scheiben und ein wütender Wind zerzte an den kahlen Ästen vor dem Fenster. Sie kehrte ihren Schülerinnen den Rücken zu, tat, als suche sie etwas in ihrer Tasche und schloss die Augen. Das Angenehme an Klassenarbeiten war, dass niemand sie ansprach. Sie hatte gedacht, es würde mit der Zeit besser werden, aber stattdessen war es schlimmer geworden. Sie hörte sich reden und glaubte sich kein einziges Wort. Natürlich wusste sie, was den Subjonctif auslöste, und sie kannte den Aufbau des Deuteronomiums. Aber es war absurd, dass ausgerechnet sie die Lehrerin war. Sie spielte ihre Rolle schlecht und immer schlechter, je länger das Stück lief. Während die Schülerinnen sich tief über ihre Papiere beugten, baute sie eine

Mauer aus Büchern auf ihrem Tisch, so dass keine, die zufällig aufblickte, sehen konnte, wie sie vergangene Tage aus ihrem Kalender riss und kleine Papiervögel aus ihnen faltete.

»Frau Meerburg, darf ich schon abgeben?«

Sie zuckte zusammen, richtig, so hieß sie ja wieder, schnell versteckte sie den Vogel in ihrer Tasche und nahm die Klassenarbeit entgegen. Es war sinnlos. Sie konnte nicht verschwinden. Und eine von ihnen werden konnte sie auch nicht. In jeder neuen Klasse versuchte sie, die Erwartungen zu brechen, anders zu sprechen als ihre Kollegen und sich schon durch die Wahl ihrer Kleidung auf die Seite der Schülerinnen zu stellen. Aber irgendein Detail verriet immer, dass sie die Regeln ihrer Mode nicht verstand.

Der Sturm draußen wurde noch stärker. Er hatte irgendwo eine Plastikplane losgerissen und schlug sie gegen die Fenster wie eine große graue Welle. Tine dachte an den Ozean, der den Sand unter ihren Füßen wegzog, sie auf die Knie zwang, bis sie endgültig akzeptierte, dass sie nur machen konnte, was das Meer ihr erlaubte. Sie hatte aufgehört, so viel Zeitung zu lesen, um nicht dauernd das Gefühl zu bekommen, jemanden aufrütteln zu müssen, aufgehört, voller Tatendrang in die Schule zu fahren, um vor siebenundzwanzig leeren Augenpaaren zu stehen, deren Besitzerinnen noch immer zu glauben schienen, dass nichts davon sie etwas anging. Alle anderen Schüler auf der Welt schienen aufzuwachen, aber ihre nicht. Sie waren beinahe aggressiv in ihrer Angepasstheit. Manchmal tat es ihr gut, zu behaupten, sie selbst sei mit sechzehn ganz anders gewesen, aber das war eine Lüge und sie wusste es.

Die Schulglocke ratterte, anstatt zu klingeln. Tine sammelte die Arbeiten ein und hoffte auf Schwester Lioba. Sie war die Einzige, die noch rauchte und die Einzige, die ihr keine ungebetenen Ratschläge gab. Es kam vor, dass sie sie um ihr Leben beneidete. Auch wenn sie Clara um nichts auf der Welt missen wollte. Jahrelang hatte Tine sich so sehr ein Kind gewünscht, dass sie die Luft anhielt und sich den

Wunsch verbot, jedes Mal, wenn er sich bemerkbar machte. Sie wusste, dass zu sehr Gewünschtes, wenn überhaupt, nur dann eintrat, wenn man gelernt hatte, darauf zu verzichten.

An welchem Tag Clara genau geboren war, würde nie jemand wissen. Das Datum, das in ihrem Pass stand und an dem man ihr jetzt Geschenke machte, hatte Tine ausgesucht.

Früher, als sie ihr noch beim Anziehen und beim Baden helfen musste, störte sich Tine jedes Mal an der sommer-sprossigen Blässe ihrer eigenen Hände auf Claras makelloser, goldener Kinderhaut, auf dem glänzenden Schallplattenschwarz ihrer Haare. Es war ihr peinlich, aber ja, sie hatte probiert, ihrer Tochter ähnlicher zu werden. Allerdings: Mit Solarium war da nicht viel zu machen, sie verbrannte oder sie blieb weiß, so papierweiß, dass sie an jedem Strand, in jedem Schwimmbad mitleidige Blicke erntete. Die Tätowierungen waren der radikalste Versuch gewesen, sich selbst von ihrer eigenen Blässe zu befreien.

Geholfen hatte es natürlich nicht, weiterhin wunderten sich fremde Leute lautstark über ihre Unähnlichkeit, fragten unermüdlich, bis Tine irgendeinen Satz sagte, der *Indien* oder *Pakistan* enthielt. Womöglich stimmte es gar nicht.

Niemand in Luchsberg kannte eine Frau, die Claras Mutter hätte sein können. Nur weil sie schon seit über zwei Jahren mitten im bürokratischen Wahnsinn des Adoptionsprozesses steckten, kamen Niklas und Tine als Eltern in Frage. Dass sie wenige Minuten von dem Ort entfernt lebten, an dem das Kind gefunden wurde, verschaffte ihnen keinen Vorteil gegenüber den anderen Bewerbern, und in den ersten Wochen, in denen die quadratische Dame vom Jugendamt täglich vorbeikam, übergab sich Tine regelmäßig aus Angst, man könnte ihr das Kind wieder wegnehmen.

Der Bauer beteuerte immer wieder, nicht die geringste Ahnung zu haben, warum das neugeborene Mädchen ausgerechnet bei ihm gelandet war, in einem Umzugskarton, in seinem Kuhstall, wohl weil es dort wärmer war als draußen, in der eiskalten Dezemberluft.

Das war der Grund, warum Tine Clara immer viel zu warm anzog. Wenn auch sonst nichts in ihrem Leben nach Plan gelaufen war, wollte sie wenigstens dafür sorgen, dass ihre Tochter nie wieder frieren musste. Es gab nichts und niemanden, den Tine so beschützenswert und so schön fand wie Clara, und sie bereute, dass sie viel zu selten dazu kam, sie wirklich zu sehen. Immer gab es etwas, das nicht stillhielt.

Es war seltsam, wie sehr Tine das Familienmodell ihrer Eltern ablehnen konnte und gleichzeitig ständig das Gefühl hatte, Clara etwas Grundsätzliches vorzuenthalten und deshalb als Mutter zu versagen. Clara würde zum Beispiel nie wissen, wie es war, Geschwister zu haben, und Tine machte sich dafür Vorwürfe, obwohl sie sich mit ihren eigenen Geschwistern überhaupt nicht verstand. Es war ein Widerspruch, den sie nicht loswurde, egal wie oft sie sich vor Augen führte, was für atemberaubende Heuchler, was für unerträgliche Spießler ihre Eltern waren, wie erdrückend alles war, was sie glaubten tun zu müssen, ohne es je selbst überprüft zu haben. Trotzdem war das Ideal einer Großfamilie im unerreichbarsten Teil von Tines Gehirn eingegraben, sie wurde es nicht los, egal wie viel Zeit sie damit verbrachte, alles schlecht zu reden, was ihre Eltern taten.

Sie schleppte sich durch den Schulvormittag, fuhr nach Hause, schnitt Gemüse und warf Nudeln ins Wasser. Sie überflog Claras Hausaufgaben, vereinbarte Termine, lud verschiedenfarbige Wäscheberge in die Maschine und wischte hektisch den Boden, der danach kein bisschen sauberer aussah. Die Zeit machte, was sie wollte, plötzlich war es Abend. Als es dämmerte, hätte sie am liebsten ihren Schlafanzug angezogen und den Tag für beendet erklärt, aber der Kühlschrank war leer. Sie mussten einkaufen. Clara rannte mit offener Jacke nach draußen, hielt vergnügt ihr Gesicht in Richtung Himmel, in die tosenden Fluten.

»Das Auto ist offen! Steig ein! Du erkältest dich!«

Aber Clara hörte sie nicht. Tine schaffte es kaum, sie ins Auto zu schieben.

Da packte der Wind ihren Schirm und wehte ihn über die Straße.

Iona klingelte. Erst vorsichtig, in einzelnen Tönen mit langen Pausen, dann in rhythmischen Abständen wie Morsezeichen und schließlich hielt sie die Klingel einfach gedrückt. Den Schirm ließ sie los, um wenigstens die Hand, die nicht klingelte, in die warme Mulde zwischen Hals und Schlüsselbein zu legen. Ihre Füße spürte sie schon lange nicht mehr. Irgendwann hielt sie es nicht mehr aus. So kalt wie heute war es auf ihrer ganzen Reise nicht gewesen. Unter der Treppe vor dem Hauseingang lagen gestapelte Holzscheite. Sie nahm den größten und schwersten und warf ihn gegen das Fenster neben der Tür. Sie musste viele Scheite werfen, bis sie in ihrem Zustand durch das Loch passte. Eine Scherbe zerschnitt ihr die Hand, die sie sich zum Schutz vor die Augen hielt.

Während sie sich durch die Öffnung zwängte, rief sie seinen Namen, obwohl sie wusste, dass niemand ihr antworten würde. Der Name fühlte sich falsch an in ihrem Mund, wie ein Wort in einer Sprache, die sie vergeblich zu lernen versucht hatte, ein Wort, das sie aussprechen konnte, ohne es wirklich zu verstehen. Auf dem Sofa lag eine alte Zeitung. Der Regen in ihren Haaren tropfte auf die Schlagzeilen und das Blut aus der Schnittwunde sickerte in die Ritzen des Parketts. Zitternd schälte sie sich aus den Kleidern. Der ungelesene Brief klebte an ihrer Haut und sie legte ihn zum Trocknen auf die Kommode, um beweisen zu können, dass sie sich angekündigt hatte.

Sie fand eine verstaubte Flasche Schnaps auf dem Küchenschrank und ein Geschirrhandtuch, das sauber wirkte, goss sich den Alkohol auf die Hand und umwickelte sie mit dem Tuch, so fest sie konnte. Sie war froh, dass es keinen Spiegel gab, aber sie konnte sich denken, wie absurd sie aussah, besonders nackt.

Eine Kastanienfrau war sie, ein Riesenbauch mit Zahnsto-

cherarmen und Streichholzbeinen, denen man den Weg nicht zutraute, den sie gegangen waren.

Im Erdgeschoss standen wertvoll aussehende alte Möbel, die sie an das Victoria and Albert Museum erinnerten. Sie hätten besser in eine Stadtwohnung gepasst, in ein Loft mit hohen Wänden, die ein Echo formten aus jeder laut geäußerten Silbe. Hier, in diesem kleinen windschiefen Haus, wirkten sie fast, als ob sie sich dafür schämten, dass sie so dicht beieinander stehen mussten.

Das obere Stockwerk bestand aus einem einzigen kahlen Raum mit einer Matratze und einer an der Wand befestigten Eisenstange, von der Iona ein paar trockene Kleidungsstücke riss. Das Hemd, der Pullover, selbst die Hosen passten, solange sie die Knöpfe offen ließ. Ein seltsamer Geruch erfüllte das Zimmer und er kam nicht von ihr selbst. Der Regen hatte ihren eigenen Gestank beinahe ganz abgewaschen.

Sie ging schnell wieder hinunter und wäre fast auf den Stufen ausgerutscht, auf der Nässe, die sie selbst ins Haus gebracht hatte. Mit großer Mühe wischte sie die Glasscherben auf. Im Flur fand sie dickes Klebeband und ein paar große Plastiktüten, mit denen sie versuchte, die zerschlagene Scheibe abzudichten. Der Wind rüttelte heftig an den Tüten. Lange würden sie nicht halten.

Nach einer halben Packung Grillanzünder fraßen sich endlich kleine Flammen durch das Holz im Kamin. Aber als sie auf dem Sofa einschlief, erlosch die schüchterne Glut sofort.

Am Morgen suchte sie nach etwas Essbarem. Der Kühlschrank war leer, selbst das Licht darin war erloschen. Sie öffnete die Kellertür, die dabei leise jammerte. So kahl wie das obere Stockwerk war, so vollgestopft war der Keller. Es war unmöglich, auch nur zwei aufeinander folgende Schritte zu machen. Sie musste klettern, über riesige Umzugskisten voll modrig riechender Fotos, über abgenutzte Landkarten und unberührte Wörterbücher. Hier gab es nichts, außer einer verstaubten Dose mit der Aufschrift *Smoked Rattlesnake*.

In der Mülltonne des Nachbarhauses fand sie ein Brot, das nur zur Hälfte verschimmelt war. Die gute Hälfte aß sie hastig auf, im Gehen, denn das lange Gehen konnte sie nicht plötzlich abstellen. Es war das Einzige, das half.

Hinter dem Garten lag ein Wald, dessen Boden so aufgeweicht war, dass sie bis zum Knöchel einsank, wenn sie zu lange stehen blieb. Sie trug warme Schuhe ohne Löcher, die sie im Haus gefunden hatte, und war halb froh und halb beleidigt darüber, dass auch diese ihr beinahe passten. Pilze schossen überall aus der Erde, bestimmt waren auch essbare dabei, aber sie hatte ihr ganzes Leben in großen Städten verbracht und traute sich nicht zu, die richtigen zu wählen, nicht einmal mit dem Bestimmungsbuch, das sie im Keller gesehen hatte. Außerdem würden Pilze allein sie nicht satt machen.

Sie lief weiter, immer tiefer in den Wald, bis es so still war, dass sie das Schmatzen des nassen Laubs unter ihren Füßen als laut empfand. Niemand begegnete ihr.

Als sie zurückkam, sah sie schon von weitem ein Licht, das vom Haus ausging. Aber es war nur die untergehende Sonne, deren letzte Strahlen sich in den Fenstern spiegelten. Niemand war da.

Später klingelten verkleidete Kinder und wollten Süßigkeiten. Ihre Forderungen hinterließen kleine Wolken in der Luft.

»Wir nehmen alles«, sagte ein Junge in einem Skelettanzug, »sogar Lakritze.«

»Tut mir leid«, antwortete Iona. »Habt *ihr* vielleicht was für *mich*?«

Schnell versteckten die Kinder den Korb mit der Beute unter ihren Umhängen.

»Wer bist du?«, fragte ein Mädchen, das einen spitzen Hexenhut trug. »Wo ist Tahvo?«

Die Augen des Mädchens waren riesig und schwarz wie Billardkugeln. Ihr Blick war streng.

»Kennst du ihn?«, fragte Iona zurück.

»Er spielt Frisbee und Schach mit mir, aber er kann beides schlecht.«

Die anderen Kinder waren weitergegangen, läuteten schon an der nächsten Tür, während das Mädchen noch zögerte. Dann zog sie eine nicht mehr ganz vollständige Tafel Schokolade aus ihrem Umhang, warf sie in Ionas Richtung und rannte zu den anderen.

Es war spät, aber Tine wollte es wissen. Eine Frau, hatte Clara gesagt. Eine Frau, die seine Kleider trug. Sie hatte Tahvo seit sechs Wochen nicht gesehen. Es war nicht ungewöhnlich, dass er einfach so verschwand, ohne ihr zu sagen, wo er hinging. Eher hätte sie sich gewundert, wenn er plötzlich damit angefangen hätte, ihr immer mitzuteilen, wo er sich befand. Allerdings: So lange war er bisher noch nie weg gewesen.

Erst als sie klingelte, bemerkte Tine das riesige Loch in einem der unteren Fenster. Ein zusammengestückelter Plastikfetzen hing dort, wo vorher Glas gewesen war. Er blähte sich auf und fiel in sich zusammen, als würde er hektisch ein- und ausatmen. Sie erinnerte sich, wie wütend sie gewesen war, als sie das erste Mal vor dieser Tür gestanden hatte. Noch viel wütender als jetzt. Aber immerhin war es warm gewesen, eine Nacht im Hochsommer.

Niklas und sie hatten sich stundenlang angeschrien, bevor er in sein Auto stieg und einfach davonfuhr. Tine wollte nach Clara sehen, aber nicht weil sie fürchtete, dass sie aufgewacht wäre. Bisher hatte das Gebrüll ihren Schlaf nie gestört. Sie wollte Clara schlafen sehen, um sich selbst zu beruhigen, denn sie war wach, hellwach vom Adrenalin, das der Streit in ihrer Blutbahn hinterlassen hatte. Nichts würde ihr so helfen wie der Schlafgeruch ihres Kindes, wie die Langsamkeit, mit der sich die Decke über ihren tiefen Atemzügen hob und senkte. Sie wollte sich neben sie legen, die Rückseite ihrer Hand auf Claras daunenweicher Wange. Aber Clara war nicht da. Tines Wachheit verzehnfachte sich, sie rief

ihren Namen so lange und so laut, bis ihre ohnehin schon überreizte Stimme kippte und einfach versagte. Sie rannte ins Bad, dann über die Treppe hinunter in die Küche, ins Wohnzimmer und wieder hinauf, sah mehrmals in allen Zimmern, in allen Schränken nach, hinter Vorhängen, unter Tischen, im Keller. Nichts. Sie riss die Terrassentür auf, leuchtete mit einer Taschenlampe hinter den Brombeerbüschen im Garten herum, weil Clara überzeugt war, dass dort ein freundliches Gespenst wohnte. Drei Sternschnuppen rasten gleichzeitig über den Augusthimmel und Tine hasste sich dafür, sie bemerkt zu haben. Sie zitterte vor Angst und schaffte es trotzdem nicht, ein paar verglühende Gesteinsbrocken zu ignorieren. Wahrscheinlich hatte Niklas Recht: Sie war eine beschissene Mutter.

Sie holte aus, weil es nicht mehr anders ging. Die Glühbirne der Taschenlampe zerplatzte an der Hauswand. Jetzt erst bemerkte sie: Schräg gegenüber brannte Licht. Tine rannte auf die Straße. Es war das Haus, das alle *Hexenhaus* nannten, ein efeuüberwucherter Steinhafen, dessen Besitzer sie noch nie gesehen hatte. Eigentlich war es kaum möglich, in Luchsberg zu wohnen und derartig anonym zu bleiben. Das Haus war klein, aber das verwilderte Grundstück, in dem es stand, war fünfmal so groß wie Tines Garten. Zwei Feigenbäume stützten die Außenmauern wie süß beladene Krücken. Sie überlebten einen Winter nach dem anderen, ohne dass sich jemand um sie zu kümmern schien. Tine ging auf das Haus zu und hörte Claras Lachen durch die offenen Fenster. Sie hielt mit der einen Hand den Klingelknopf gedrückt und hämmerte mit der anderen an die Tür, so randvoll mit Wut, dass es ihr fast unmöglich war, dem Mann, der ihr öffnete, nicht sofort ins Gesicht zu schlagen.

»Was machen Sie da?«, schrie Tine.

»Wir spielen Schach«, antwortete Clara, die vergnügt neben dem Mann stand, als würde sie ihn schon immer kennen.

Ein großer Mann, dunkelgrau wie ein alter Wolf, aber mit einem stechenden hellblauen Blick und der aufrechten Hal-

tung von jemandem, der nicht die Hälfte seines Lebens im Sitzen verbracht hatte. Lange silberne Haare fielen seinen Rücken hinunter. Sein Lächeln war so unheimlich wie sein Haus, und sicher genauso in der Lage, jederzeit zusammenzustürzen. In diesem Moment aber hielt es.

Der Mann verschwand und kam wieder, mit etwas, das aussah wie ein großer zerdrückter Maulwurfshaufen auf einem Teller.

»Kuchen«, sagte er und hielt Tine den Teller hin.

»Sie versteht keinen Kuchen«, sagte Clara, weil ihre Mutter nicht antwortete.

Es stimmte. Tine verstand Eis, sie verstand Schokolade, aber Kuchen verstand sie nicht. Die krümelige und gleichzeitig fettige Konsistenz überzeugte sie nicht, die Art, wie er auf dem Teller auseinanderfiel, aber im Mund nicht zerschmolz. Sie hasste die endlosen Backorgien vor Taufen und Kommuniionsfeiern und Geburtstagsfesten und Hochzeiten und Flohmärkten, bei jedem noch so wichtigen Anlass, diese sich biegender Tafeln voll staubiger Hausfrauentröster in depressierenden Gemeindesälen.

Aufgegessen wurde der Kuchen nie. Aber immer musste er selbstgemacht sein, immer von den Müttern, immer mussten sie Zeit opfern, die sie gar nicht hatten, Zeit, die sie nie mehr zurückbekamen. Kuchen war Unterdrückung.

Niemals würde sie Tahvo verraten, dass ausgerechnet sein hässlicher Kuchen ihr wirklich geschmeckt hatte.

Sehr langsam ging Iona zur Tür. Sie fand noch Zeit, sich darüber zu wundern, warum er überhaupt klingelte. Hatte er seine Schlüssel verloren? Er wusste ja nicht, dass die Tür offen stand, nur einen Hauch, so dass man es von außen nicht sah. Aber wen vermutete er in seinem Haus, in seiner Abwesenheit, wenn er den Brief nicht gelesen und womöglich nicht die geringste Ahnung davon hatte, dass es sie, Iona, überhaupt gab? Sie bereute, dass sie ihm so begegnen würde, so weich vom Schlaf, so wehrlos.

Aber er war es nicht. Es war eine rothaarige Frau. Neben ihr stand das Mädchen, das ihr vorhin die Schokolade geschenkt hatte. Statt des Hexenkostüms trug es jetzt einen grell fluoreszierenden Mantel.

»Wer sind Sie?«, fragte die Frau.

Sie hatte einen gestreiften Schlafanzug an, mit einer zerschlossenen Lederjacke darüber. Iona konnte sich nicht erinnern, je mit so großer Selbstverständlichkeit gesiezt worden zu sein, damals, bevor sie das Festland verlassen hatte, und sie vermisste es jetzt schon, sich in einer Sprache zu bewegen, in der man darüber nicht nachdenken musste.

»Was machen Sie in Tahvos Haus? Woher kennen Sie ihn?«

»Ich kenne ihn nicht«, sagte Iona. »Ich bin seine Tochter.«

Die Frau erstarrte. Sie versuchte zu lachen, aber irgendwie schaffte sie es nicht, sie klang wie eine erkältete Krähe.

»Nein«, sagte sie entschieden. »Er hat keine Kinder.«

Iona spürte den fiebrigen Blick auf ihrem Körper, auf und ab tastete er sich an ihr entlang. Es war zu dunkel, um jemanden wirklich anstarren zu können, aber Iona hielt still, betrachtete geduldig die wachsenden Berge welcher Blätter neben der Tür, die niemand zusammenkehrte und wegbrachte. Der Nebel lag so tief, dass sein dumpfer Eisengeruch in jede unbekleidete Pore drang. Sie bereute ihre Wachheit. Wenn sie nicht schlief, hatte sie Hunger.

»Haben Sie was zu essen?«

Die Frau machte einen Schritt nach hinten, ruckartig, als hätte Iona zu einem Schlag ausgeholt, und zog dabei das Mädchen an seiner leuchtenden Kapuze zu sich heran.

»Ja«, antwortete sie widerwillig und drehte sich um.

Iona schlüpfte in die Schuhe ihres Vaters und folgte den beiden über die Straße.

Das Haus gegenüber war so wunderbar warm, dass sie glaubte, es nie wieder verlassen zu können. Es roch lebendiger als bei Tahvo, nach Brot und Feuerholz und nach einem

seltsamen pudrigen Parfum, von dem Iona nicht hätte sagen können, ob sie es mochte oder nicht. Die Nachbarin zog die Lederjacke aus, enthüllte eine große, papierfliegerähnliche Tätowierung auf der Innenseite ihres Unterarms und verschwand in die Küche.

Iona legte sich auf das zerwühlte Wohnzimmer- und sah zu, wie das Mädchen kleine Holzstücke und Reisig aus einem Korb suchte und im Kamin aneinanderlehnte. Das Feuer brannte sofort und fraß sich genüsslich durch immer größer werdende Scheite. Von der Gastgeberin hörte man nur ein gelegentliches Klappern. Iona hätte gerne nachgesehen, warum es so lange dauerte, wollte aber nicht unhöflich wirken.

Sie sah sich um. Die Wand vor ihr war beinahe vollständig von Fotos bedeckt, manche gerahmt, manche einfach mit Tesafilm an die Tapete geklebt. Trotzdem gab es eine eindeutige Ordnung.

Die erste Säule bestand aus Wasser. Riesige Wellen mit schäumendem Abgang, mäandernde Flussläufe, Pfützen, in denen sich bunte Neonlichter spiegelten.

Dann Aufnahmen aus Flugzeugen und von Flughäfen, endlose Wolkenformationen mit Spitzen von Heckflügeln im Bild und öde Wartehallen, wo erschöpfte Reisende mehr von ihren Koffern getragen wurden als umgekehrt.

Dann eine Bahn von Dingen, die kaputt waren, zersplittertes Glas, römische Ruinen, verfallene Mayatempel, Wellblechhütten mit zerfetzten Dächern und Reste von Pyramiden.

Als Nächstes Verbotsschilder und Warnungen *No Se Permite Vagabundos* oder *Éloignez-vous de la bordure du quai* oder auch *Articles of value should not be left on seats whilst receiving holy communion*.

Dann: Wüsten mit goldenen Verwehungen, rote Strände, weiße Strände und Strände mit schwarzem Vulkansand.

Mit Sam zu verreisen war unmöglich gewesen, und sie hatte immer geglaubt, alleine nicht genug Geld zu haben.

Hätte sie früher gemerkt, dass das ging, wäre sie einfach losgelaufen.

Aus der Küche kam das leise Brummen des Backofens. Iona ließ ihren Kopf immer tiefer sinken, so lange, bis ihr Bauch die Sicht auf die Wand mit den Fotos versperrte. Neben dem Sofa türmten sich drei Bücherstapel, auf deren oberstem Exemplar jeweils ein Origamivogel saß. Erst jetzt sah sie, dass die Vögel nicht aus Bastelpapier gefaltet waren, sondern aus Geld. Sie überlegte, ob man den Fischreiherr wieder in seinen Urzustand, einen Fünzig-Euro-Schein, zurückverwandeln konnte, ohne ihn zu beschädigen. Dann blätterte sie in französischen Comics, die sie nicht verstand, und las die Teile der Zeitung, die so nahe neben dem Sofa lagen, dass sie nicht aufstehen musste, um sie zu erreichen.

Nach einem Bildband über Pompeji und mehreren klebrigen Kinderbüchern stieß sie auf eine Bibel. Die dünnen Seiten flatterten um ihre Finger, als wollten sie sich ihrem befremdeten Blick entziehen. Etwas Dickes, Rechteckiges fiel aus dem Matthäusevangelium. Es war ein Polaroid.

Sie erkannte ihn, auch wenn er unglaublich alt geworden war.

»Clara«, rief die Nachbarin aus der Küche, »ins Bett, jetzt!«

Das Mädchen verschwand protestierend und Iona fürchtete, dass das Feuer ausgehen würde. Sie sollte aufstehen und nachfüttern. Aber sie war so müde.

Unter der Straßenlaterne vor ihrem Haus hatte Tine sie für einen kurzen Moment im Licht gesehen. Ja, sie war unerwartet und mehr als ungepflegt, aber die Ähnlichkeit ihrer Gesichtszüge ließ sich nicht ignorieren. Sie sah aus wie Tahvo. Tahvo in jung, weiblich und obdachlos. Ihr Blick war wie seiner: gletscherblau, unerschmelzbar.

Fast alles an ihr wirkte hart: die eingefallenen Wangen, ihre großen knöchigen Hände und sehnigen Glieder, selbst ihr riesiger Bauch, den Tine wie immer schwer ertrug. Nur ihre Stimme war weich, sie sprach mit einem merkwürdig zö-

gerlichen Singsang, als ob sie sich an den Text eines Liedes erinnern konnte, aber die Melodie dazu bei jedem Wort erfand. Tahvo hatte sie verschwiegen, so wie er fast alles verschwieg, die Undurchdringlichkeit seines Schweigens gehörte zu ihm wie seine Arme und Beine. Trotzdem fühlte Tine sich überrumpelt und das machte sie wütend.

So sehr, dass sie immer wieder ihre Lippen zusammendrücken musste, um nicht laut zu schreien. Sie brauchte Zeit, um sich zu überlegen, wie sie dieser Person, die seine Tochter war, begegnen sollte.

Sie begann zu kochen, nahm alles Mögliche aus dem Kühlschrank und aus der Vorratskammer und versuchte, daraus irgendeinen Sinn herzustellen, die Illusion von Ordnung in der Welt durch eine Abfolge von Menüsängen. Die Eier, deren Inhalt sie eigentlich nach Gelb und Weiß trennen wollte, wurden von ihren zornigen Fingern in einer Zehntelsekunde der Eigenmacht einfach zerdrückt. Es war unmöglich, die winzigen Schalensplitter aus der glitschigen Masse zu entfernen. Ihre Hände zitterten zu sehr.

Als Clara endlich ins Bett gegangen war, nahm Tine ihre Notfalldose aus dem obersten Regal des Küchenschrankes. Der Rosenkranz ihrer Großmutter glänzte zwischen den grünbraunen Blüten. Sie streckte mit sehr viel Tabak, gerade stark genug, um die Wut zu verschieben. Dann öffnete sie das Fenster und legte sich auf den Boden, der süße, schwere Rauch gab ihr Geduld.

Sie hatte Clara nach ihrer Großmutter benannt, weil sie die Einzige gewesen war, die immer zu ihr gehalten hatte. Womöglich war sie auch der wirkliche Grund, warum Tine mit ihrem Kirchnaustritt zögerte, und nicht etwa die Angst, dass die Schule davon erfuhr.

Es war schon fast Mitternacht, als das schrille Geräusch der Backofenuhr sie aus ihrer Wolke riss. Der Zorn war von ihrem Appetit überholt worden. Sie deckte leise den Tisch, denn die Tochter war auf dem Sofa eingeschlafen. Erst als alle Teller und Schüsseln und dampfenden Töpfe bereitstan-

den, rüttelte Tine an einem ihrer langen Füße. Sofort riss sie die Augen auf, sah das Essen und erhob sich unerwartet schnell.

Beide setzten sich an den Tisch und verschlangen die Suppe, das Brot, die Nudeln, den Auflauf, die Quiche, den Salat, in erstaunlicher Geschwindigkeit und ohne ein einziges Wort zu sagen.

»Du weißt also auch nicht, wo er ist«, sagte Tine erst, als sie beim Kürbiskuchen angekommen waren. Sie hatte keine Kraft mehr für Förmlichkeiten. Iona schüttelte den Kopf.

Tine stand auf und wankte in Richtung Sofa.

»Dann suchen wir ihn«, sagte sie, bevor sie die Augen schloss. »Ich muss mit ihm reden.«